

LITERATUR

Eros, der Unbesiegbare

Bodo Kirchoff ist kein Mann fürs Grobe, vielmehr ein Kalligraf des Eros, der gern mit leicht abgespreiztem kleinen Finger schreibt. Wer sein verführerisches Parlando mag, sollte sich durch den Romantitel „Die Liebe in groben Zügen“ nicht abschrecken lassen.

Kirchoff versteht, wie wenig andere deutsche Autoren, beherzt und beschwingt Fieberstürme der Leidenschaft und große Orgasmen auszumalen. Dennoch, sein neues, mit allem Ehrgeiz auf Größe zielendes Werk glänzt durch Reichtum der Mittel und erzählerische Souveränität.

Wieder einmal stellt er seinen persönlichen Lebensrahmen – behagliche Winterwohnung in Frankfurt, Sommersitz am Gardasee – einer Fiktion zur Verfügung: Der krisengestählten Ehe des erfolgreichen TV-Serienschreibers Renz und der Kulturmagazin-Moderatorin Vila (sie Anfang fünfzig, er bald Mitte sechzig) droht der GAU, weil neue Leidenschaften die beiden voneinander wegreißen wie nie eine Affäre in all den Jahren zuvor. Objekt des Be-

gehrens, jeweils um die vierzig, ist für Renz eine eigensinnige TV-Produzentin, für Vila ein Lehrer, der an einem Buch über Franz von Assisi und dessen Gefährtin Klara schreibt. Als Kontrast dazu ein wohlkomponierter Freundeskreis, ein Schwung schwülstiger Liebesphilosophie, emsig aufgezählte Speisen, Weinsorten, Klamottenmarken, CDs und als Nebenschauplätze Assisi, Havanna, Jamaika, die mit satter Palette ausgemalt werden.

Kirchoff schneidet sich nicht nur für die Renz-Figur eine Scheibe Autobiografie ab, sondern auch für Vilas Geliebten, nämlich die schwäbische Dorfkindheit und Internatsjugend. Sich selbst porträtiert er diskret am Rand als emphatischen Anwalt des Eros in einer TV-Talkshow. Im Roman darf dieser wüste, unzählbare Gott Eros – seit je innerstes Thema und Antrieb kirchoffscher Erzähllust – noch einmal über Altersangst und Todesnähe siegen.



Bodo Kirchoff
Die Liebe in groben Zügen
Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main; 670 Seiten; 28 Euro.



Fotoarbeit von Katrina Daschner, 1996 bis 2002

ZEITGEIST

So 'n Bart

Es beginnt oft damit, dass Frauen sich Sorgen machen um den Mann: Er sieht plötzlich anders aus, müde vielleicht, ein wenig melancholisch umflort im Gesicht – jedenfalls unrasiert. Wenn ein Mann plötzlich aufhört, sich zu rasieren, kann es nur bedeuten, dass er durch seine sprießenden Stoppeln ein Signal aussenden will: Er möchte offenbar ein anderer werden oder sein. Viele Männer wollen übrigens anders werden, vor allem die jüngeren. Vielleicht wird mit ihnen zu viel geredet über die Rolle der Frau in der Gesellschaft und zu wenig über die eigene Rolle, vielleicht denken sie, je mehr Frauen typische Männerdomänen übernehmen, Anzüge

tragen, Chefposten beanspruchen, müssten sie – die Männer – umso mehr herausstreichen, was sie besser können als Frauen: Vollbart tragen etwa. Der Dreitagebart ist schon lange in Mode, der Dschihadisten-Bart wird nun auch öfter bei Mittelklasse Männern beobachtet. Eine Ausstellung im Linzer

Lentos Kunstmuseum möchte den „Milieu- und Genderkonstruktivismus“ des Bartträgers einmal gründlich untersuchen: „Vollmilch – Der Bart als Zeichen“ heißt die Schau (bis zum 17. Februar 2013). Sie verspricht Erkenntnisse über die Gesichtsbehaarung als „Symbol von Macht, Würde und Weisheit“ und als „Ressource des Selbstausdrucks“.



Marlene Haring, „False Friend“

MARLENE HARING, VG BILDKUNST BONN, 2012

FOTOS: KATRINA DASCHNER